

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 24 (1948-1949)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Erlebtes Canada  
**Autor:** Boeschstein, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1069281>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# **Erlebtes CANADA**

**Von Hermann Boeschenstein**

Illustration H. Laubi

---

*Als der Verfasser nach Canada ging, dachte er nur an einen kurz bemessenen Aufenthalt. Heute, nach mehr als 20 Jahren, ist er immer noch dort und wirkt nun seit 1930 an der staatlichen Universität von Toronto als Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur. Die Liebe zu seiner Wahlheimat hat seiner Anhänglichkeit an die Schweiz keinen Abbruch getan. Nach dem Kriege wurde ihm vom Leiter des Weltkomitees der YMCA, John Mott, die Kriegsgefangenenfürsorge hauptsächlich von deutschen Gefangenen in Canada übertragen.*

## **Pessi- und Optimismus**

Als Portier des Hotels Glenshield in V... gehörte zu meinen Pflichten, einmal alle Gäste mit einem freundlichen Worte zu begrüßen, sodann besonders Neueingewanderte, welche etwa bei uns abstiegen, willkommen zu heißen, womöglich in ihrer

eigenen Sprache (was mir aber nur bei Deutschschweizern und Deutschen gelang), und ihren Lebensmut anzufachen; wie, das blieb meinem Ermessen überlassen.

Einmal erschien ein Herr, den ich als Bajuwaren an seinem grünen Hut mit Gamsbart erkannte. Bei seiner Ankunft verpaßte ich den gesprächlichen Anschluß, holte das aber sofort nach, als er nach einer Weile wieder herunterkam und sich stöhnend in einen Stuhl im Vestibül sinken ließ. Ich begann meine Sprüchlein damit, daß ich erwähnte, er könne froh sein, gerade hierher seine Auswandererschritte gelenkt zu haben, das Land sei groß und jung und halte jedem Tüchtigen eine weite Bahn offen.

Der Angeredete musterte meine Uniform mit einem Blick, als ob er sagen wollte, wie es denn komme, daß ich es auf der erwähnten Bahn nicht weiter gebracht habe. Den Kopf lange schüttelnd, hob er an: «Nichts ist; schlechter als bei uns daheim ist es. Ich bedaure, daß ich hier bin. Unser Schiff hatte noch kaum angelegt, als sich eine Meute zerlumptes Volk auf uns stürzte, wollten Äpfel und Apfelsinen verkaufen, oder unser Gepäck tragen. Da wußte ich Bescheid. Ich würde mir nichts dabei gedacht haben, wenn es Buben gewesen wären, aber Männer und Frauen im besten Alter, wenn die sich wegen dem lumpigen Verdienst so herumstoßen, dann muß die freie Bahn des Tüchtigen hierzulande verdammt eng und steil sein.»

«Einzelne gibt es immer, die Pech haben», warf ich ein.

«Einzelne! Als ich am ersten Morgen durch die Straßen schlenderte, was sehe ich an allen Wolkenkratzern herumhängen? Wildheuer — ich wollte sagen Fensterputzer. Und als ich am Abend durch die Stadt bummle, was entdecke ich? Daß sich hinter jedem zweiten Schaufenster ein armer Teufel von Schneider übers Bügelbrett krümmt.»

«Das mag im Osten so sein; aber nehmen Sie den Westen, unsere Stadt zum Beispiel...»

«Eine ganz verarmte Stadt», fuhr die sauer gewordene bayrische Gemütlichkeit dazwischen. «Ich habe noch nie so viele zerschlagene Straßenlampen gesehen; bei uns zu Hause wird solcher Sachschaden laufend ersetzt.»

«Wenn man von örtlichen Verhältnissen absieht», wandte ich ein und verließ mich auf die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden, «das Land als solches ist reich und blühend...»

«Die Zentralregierung, oder was es hier nun gibt, hat erst recht kein Geld», versicherte mein Widersacher, «das habe ich sofort gemerkt an den schmutzigen, rasselnden Eisenbahnwagen und an den Uniformen der Beamten. Bei uns zu Hause tragen sie solch abgewetzte Anzüge höchstens bei Berg- und Schmalspurbahnen. Danke, ich bin im Bilde und fahre heim, solange ich das Reisegeld noch habe.»

Ich wurde ans Pult gerufen und mußte einem vermißten Zimmerschlüssel nachjagen, und als ich wieder frei war, stand der Stuhl leer. Gedanken über den verdrossenen Reisenden machte ich mir keine, so elend wie er hatte ich mich in meinen ersten Tagen und Wochen auch oft gefühlt, das würde sich schon geben. Wenn die Schneider bis in alle Nacht arbeiten müssen, so heißt das doch auch, daß es eine Menge von Leuten gibt, die sich neue Anzüge leisten können... das war die Antwort, die ich dem Hypochonder hätte geben sollen.

Nach ein paar Wochen erfuhr ich, daß der Bayer tatsächlich die Heimreise antreten hatte, auf dem Schiff einer Lungenentzündung erlegen und in eine Zeltbahn eingenäht den grünen Wassern übergeben worden war.

Aber die unendliche Weisheit der Natur hatte schon für einen Ersatzmann gesorgt. Er saß im Vestibül, vielleicht im gleichen Stuhl, der seinen schwermütigen Landsmann getragen hatte. Ich drehte seine Visitenkarte zwischen den Fingern: Otto Schwitt, Baumeister, Berlin. Was konnte ich ihm über seine Zukunftsaussichten

sagen? Aber Herr Schwitt überhob mich der Mühe langen Denkens, indem er unvermittelt anfang, das weite Tätigkeitsfeld zu schildern, das sich vor ihm als einem glänzenden Fachmann ausdehnte. «Hier ist ja gebaut worden, als ob die Leute von Senkblei und Wasserwaage noch nie gehört hätten. Sehen Sie beispielsweise mal diesen Türsturz», und er streckte die Hand gegen unser stattliches Hauptportal. Ich sah hin, andere Gäste, die herumstanden, sahen auch hin. «Was sagen Sie dazu?» fragte Herr Schwitt und suchte mich zu einem verachtungsvollen Lachen zu verführen, «bei uns verwendet jeder Bauer mehr Sorgfalt und Kunst auf ein Scheunentor. Muß abgerissen werden, rauß mit Schaden, und dann setzen wir mal ein Türchen hin, das sich gewaschen hat.»

Ich hatte diesen Abend Ausgang, und da ich als moralische Unterstützung von Herrn Schwitt nicht weiter vonnöten war, verabschiedete ich mich bei schicklicher Gelegenheit, ging auf mein Zimmer, machte mich fein und verließ das Hotel. Auf dem Bürgersteig faßte mich jemand am Arm. «Augenblick mal, mein Freundchen, ich will Ihnen was zeigen.» Es war Paul Schwitt, und er wartete nicht auf meine Antwort, sondern zog mich über die Straße, durch einen kleinen Park und auf die Treppe einer Kirche hinauf. «Ich werde in dieser Stadt ein vielbeschäftigter Mann sein», rief er, mit einem Unterton des Bedauerns über die Arbeit, die seiner, kaum angekommen, wartete. Er schwang die Arme gegen die umliegenden Häuser. «Haben Sie schon sowas gesehen? Die glauben wohl, Kamin ist Kamin, und man braucht bloß

kusch! kusch! zu machen, und schon zieht der Rauch ab! So'n Skandal!» Die Spaziergänger standen still, um zu entdecken, wo ein Brand ausgebrochen sei oder was für ein lebendiges Wesen, Katze oder Kind, sich irgendwohin verstiegen habe. Aber Schwitt wollte nur auf die vorsündflutliche Form der hiesigen Kamine aufmerksam machen; er geriet in Eifer und versicherte, so habe man seit den siebziger Jahren in Berlin nirgends mehr gebaut. «Da gehört mein patentierter Kaminaufsatz drauf, und zwar, soweit ich von hier aus sehen kann, auf jedes einzelne Dach, aus solchen Nachtöpfchen zieht kein Rauch ab, und wenn sie mit dem Blasebalg nachhelfen würden.»

Um der Wichtigtuerei einen kleinen Dämpfer aufzusetzen — einen richtigen Keulenschlag durfte ich mir als Hotelportier nicht erlauben — bemerkte ich wie beiläufig, daß jedes Land seinen eigenen Baustil entwickle. Der große Baumeister würdigte meinen Einwurf keiner Beachtung. «In einem Jahr», versicherte er, «sitzt hier auf jedem Dache mein Kaminaufsatz, Marke Eisenschwittblech.»

Seither ist mehr als ein Jahr vergangen. Ich mache mir manchmal das Vergnügen, von meinem Zimmer über die Dächer zu schauen. Keine auffallende Veränderung zu sehen, die alten klobigen Kamine, keine Spur von einem Kaminaufsatz, obschon ich, offen gestanden, nicht recht weiß, wie so ein Ding aussehen müßte. Allgemein jedenfalls hat sich die Neuerung hier nicht durchgesetzt. Trotzdem ist ihr Erfinder Paul Schwitt in Kanada ein steinreicher Mann geworden, aber als Damenfrisör.

## Nur die Dummen ärgern sich

Unser etliche Landsleute, die in V... oft zusammen gewesen waren, erst beim Straßenbau, dann in langem, unfreiwilligem Müßiggang, beschlossen Ende Sommers, als die Waldarbeiter in die Stadt zurückströmten und den Beginn der alljährlichen winterlichen Arbeitslosigkeit ankündeten, ostwärts zu reisen. Teils schüttelte uns das

Reisefieber, teils glaubten wir, daß in den Präriestädten bessere Aussichten bestünden, wenigstens für zwei oder drei von uns eine Anstellung zu finden, eine Hoffnung, die wahrscheinlich auch wieder unserer fieberhaften Unruhe entstieg war.

In letzter Minute, als wir gegen den Güterbahnhof zogen, um dort einen leeren,

ostwärts reisenden Wagen zu erklettern, schloß sich uns ein junger Mensch an; er sei Hamburger, erklärte er, und nach dieser Auskunft eilte er an die Spitze des Zuges, machte einen steifen Nacken und deutete einen leichten Taktschritt an. Zwar waren wir auf Zuzug nicht erpicht, aber er versicherte, uns keine Mühe machen zu wollen, da er sich auf das Schwarzfahren verstehe; zudem behauptete er, in Winnipeg einen Onkel zu haben, der als ein gewaltiger Hoteldirektor jeden Tag seine Kellner und Tellerwascher fortjage und anheure. Ohnehin hatten wir kein Recht, ihm eine Fahrgelegenheit abzuschlagen, die er sich, genau wie wir, mit eigener Gefahr des Lebens und der Freiheit erstehlen mußte. Die Art, wie er sich dann auf den heranfahrenden Zug schwang, auf dem Dach seine schöne Pelerine ausbreitete und sich allgemein zuvorkommend zeigte, hätte ihm auch unter zunftreineren Landfahrern Bürgerrecht verschafft.

Es war einer unter uns, der mit dieser Art des Reisens und mit den besondern Anforderungen der Linie, auf welcher wir fuhren, wohl vertraut war. Auf seinen Rat sprangen wir, als am nächsten Morgen die Getreidespeicher und Hochhäuser von C . . . auftauchten, bei den ersten Weichen, so wie sich die Fahrt etwas verlangsamte, ab, um nicht der Bahnpolizei in die Arme zu fahren. Dieselbe Vorsicht ließen wir am andern Ende der Stadt walten, wo wir an einer beträchtlichen Steigung den verlorenen Zug, oder seinen Nachfolger, erwarteten.

Da sich vorderhand weder Rauch noch Pfiff bemerken ließ, lagerten wir uns auf der Höhe der Hügelkuppe, steckten einen Grashalm in den Mund und blinzelten in die Sonne. Hin und wieder reckte sich ein Marmeltier aus seinem Loch empor, stellte die Ohren gegen den Wind und verschwand, noch bevor es von uns im geringsten erschreckt worden war.

«Schade, daß ich meinen Feldstecher nicht bei mir habe», flüsterte mein Nachbar.

«Ich habe was Besseres», sagte der Hamburger, fuchtelte in seinen Taschen herum, zog eine deutsche Pistole heraus,

und ehe wir etwas von harmlosen und unschuldigen Tierchen sagen konnten, krachte ein Schuß. Das Tier war nicht zu finden, weder tot noch lebendig. Getroffen habe er ganz bestimmt, behauptete der Schütze und ereiferte sich in langen Beweisen. Zuerst überhört, verkündete sich ein nahender Zug nun mit starkem Rollen. Ohne Aufruf oder Befehl, weil jeder die Bedeutung dieser Musik verstand, eilten wir den halben Hügel hinunter, um die Fahrgelegenheit in ihrer ersten Ermüdung zu erhaschen.

Für die nächste Haltestelle schrieb die überlieferte Erfahrung vor: im Wagen bleiben und kein Geräusch machen, da der Aufenthalt kurz ist und der Bahnpolizist nur hört und sieht, was sich beim besten Willen nicht überhören und übersehen läßt. Jedoch der Hamburger, sei es, daß er auf derlei Ratschläge nichts gab, sei es, daß er sich ganz vergaß, knackte in der Stille plötzlich eine Nuß auf. Wir hatten diesen ersten Schrecken kaum hinter uns, als der zweite auftauchte in Gestalt eines uniformierten Oberkörpers, der an der aufgerollten Tür erschien, sich langsam die Insassen aus dem Halbdunkel herauszählte und dann befahl: Mitkommen!

Es war der Samstag vor Ostern. Der Stadtrichter, vor den wir geführt wurden, zeigte soviel Anflug von Feststimmung, als mit seiner Pflicht und Würde vereinbar war. Die langsame Umständlichkeit, mit der die Personalienaufnahme vor sich ging — lauter fremdklingende Namen mit schwer zu schreibenden Geburtsorten — schien ihm Strafe genug. Daneben stellte er noch kurz die üblichen und gesetzlich vorgeschriebenen Fragen, unter andern die, ob wir Feuerwaffen bei uns trügen. Wir schüttelten den Kopf, plötzlich erleuchtet über die große Gefahr, der wir entgangen waren und an die wir bisher gar nicht gedacht hatten. Schwarzfahren gilt nicht als großes Verbrechen, vorausgesetzt, man wird dabei nicht mit Schußwaffen ertappt. Im letztern Falle verlangt das Gesetz eine zweijährige Freiheitsstrafe, vor der auch Unkenntnis des Gesetzes nicht schützt. Wir schüttelten den Kopf noch einmal, wir strahlten vor Freude. Mit einer Ausnahme. Der Ham-

burger, genau wie damals auf der Hügelkuppe, fuchtelte wieder in seinen Taschen herum, nur länger, gründlicher, tiefer, vielseitiger. Endlich hielt er inne und sagte, Ort und Zeit vergessend, laut: «Teufel, ich habe meine Pistole liegen lassen.» Der Gerichtsschreiber fragte, was los sei; der Polizist, der seinen Verdacht haben mochte, quetschte sich durch die Bank und durchsuchte den Hamburger nicht minder gründlich, als er es selbst getan hatte, gottlob auch umsonst. Der Richter, der währenddem ruhig beobachtend dagegessen hatte, schien zu verstehen, lächelte und beglückwünschte uns, wobei er wiederholte, daß er bei vorgefundenen Feuerwaffen uns alle — mitgegangen, mitgefangen — hätte verurteilen müssen. Nun aber dürfe er fünf gerade sein lassen, in der Hoffnung, daß wir uns fortan ehrlich durch die Welt bewegen und auch sonst versuchen würden, gute Bürger des Landes zu werden. Das Urteil laute (wir erwarteten eigentlich keines mehr) auf Verlassen der Stadt binnen vier Stunden. Daß wir das nur auf dem nächsten durchfahrenden Güterzug tun konnten, auf dieselbe strafbare Art, in der

wir angekommen waren, wußte er so gut wie wir.

Wir entfernten uns dem Bahngleise entlang, uns das Glück wiederholend, das wir gehabt hatten. Nur der Hamburger beklagte unaufhörlich den Verlust seiner Waffe, den er auf uns schob, weil wir ihm mit unserm Pressieren keine Zeit gelassen hatten, an die Pistole zu denken. Da er sich durch die aufgewühlten Erinnerungen immer deutlicher machte, wie leicht es gewesen wäre, das Schießgerät wieder einzustecken, wurde er zuletzt vor Ärger krank und still. Ihn mit den zwei Jahren Zuchthaus zu trösten, die ihm und uns durch seine Vergeßlichkeit geschenkt worden waren, hatte keinen Zweck, und wir schwiegen. Nur manchmal sahen wir ihn von der Seite an und wunderten uns über die abgründige Dummheit dieses Menschen, ob schon er in Hamburg Vizedirektor gewesen war und sich dort nur zu räuspern gebraucht hatte, um zehn Unterbeamte in emsige Bewegung oder angstvolle Erstarrung zu versetzen. Man mußte dem Schicksal danken, daß es diesen einfältig-unheimlichen Kerl entwaффnet hatte.

## Das goldene Kalb

Zu der Wirtin, bei der wir, unser vier aus der Ostschweiz, wohnten, kam eines Abends eine Nachbarin und fragte, ob einer der fremdländischen Mieter zu Hause sei. Darauf wurde dann an meine Tür geklopft, und ich mußte eine lange Rede der aufgeregten Frau anhören. Es habe sich, berichtete sie, vor kurzem ein Mann bei ihr eingemietet, zahle auch pünktlich, und zwar Tag für Tag, an Ordnung und Ruhe lasse er es nicht fehlen; was ihr aber unheimlich vorkomme sei, daß er kein Wort Englisch spreche oder sprechen wolle und immer wie verschnupft und verängstigt herumfliehe, auch kaum je eine rechte Mahlzeit zu sich nehme. Ich möge doch, bat die Frau, mit ihr kommen, um mit dem Manne zu reden, er scheine dieselbe komische Sprache wie wir zu brauchen, und herausfinden, was ihm fehle, ob er Arbeit

suche, wie lange er zu bleiben gedenke und dergleichen.

Er war in der Tat ein Landsmann von uns. Da er kein englisches Wort sprach und deren wohl auch nur wenige kannte, er sich also an die fremde Sprache nicht verausgabt hatte, war ihm das Vermögen seiner Berner Mundart unangegriffen zu eigen. Der erste Eindruck, als er so aus dem Vollen der Heimatsprache schöpfte, war der eines besseren, richtigeren, unverbesserten Schweizers, als ich je hier draußen einem begegnet war. Aber es verging keine Viertelstunde, so fand ich ihn gewöhnlich, ja, zu meinem Bedauern, abgeschmackt. Wie ein Mäuschen umherspähend, hockte er auf der Bettkante, als ob er auf das Schlimmste gefaßt und bereit sein müßte, bei meinem ersten verdächtigen Schritt wegzuspringen. Herauszuholen aus



dem unverdorbenen Sprachschatz war weiter nichts, als daß er ein paar Jahre in Prince Rupert oben gearbeitet habe, vor einer Woche hier angekommen sei und jetzt ... Er stockte, ich kam ihm zu Hilfe und erfuhr, daß er dringend Arbeit brauche, er pfeife aus dem letzten Loch, Tagschicht oder Nachtschicht, womöglich beides, er habe oft zwei Schichten bewältigt.

Der Kerl dauerte mich, um so mehr, weil ich wußte, wie schwer es zurzeit war, Beschäftigung zu finden. Ich vergaß sein mißtrauisches Wesen, tröstete ihn, wir seien unser vier zusammen, da werde auch ein fünfter noch satt. Ich lud ihn ein, das Abendessen mit uns zu nehmen; er hupfte auf die Beine und folgte mir über die Straße.

Nun aber, in dem übrigens ganz gutmütigen Fragespiel der Tisch- und Feierabendgesellschaft, verlor der Berner den Kopf; seine Lebensgeschichte verfiel in Widersprüchen, und indem er aus dem Netz zu zappeln versuchte, zerriß es vollends und die Wahrheit fiel heraus. Sieben Jahre hatte Wirz in dem fremden Lande geschuftet, Tag und Nacht sozusagen; das konnte man ihm leicht glauben, denn er zeigte ein Sparkassenbuch vor und häufelte darauf auch einiges Bargeld, aus allen Taschen geklaut; alles zusammen machte fast dreißigtausend Taler aus. Sein eiserner Entschluß war nun aber, und während er diesen bekanntgab, irrten seine Blicke verzweifelt und hilfefeindlich umher, die Summe auf ein rundes Dreißigtausend hinaufzutreiben und mit keinem Rappen weniger die Heimreise anzutreten. Eine Fahrkarte hatte er schon auf einen italienischen Frachtdampfer, der in etwa drei Wochen hier einlaufen mußte.

Unser Freund Tobler schlug vor, Wirz solle auf fünfundzwanzigtausend Taler abrunden, was bedeutend leichter und unterhaltsamer sei. Der Berner war taub für derlei Scherze, seine Augen schienen wie auf eine Sanduhr geheftet zu sein, aus welcher Zeit und Geld wegtropften, indessen nichts geschah, nichts hinzukam. Mit weinerlicher Stimme bat er um unsere Hilfe. Der Mensch war wohl nicht bei Trost, aber

er saß nun einmal an unserm Tische, spießte fleißig unsere Wurstschnitten paarweise und dreifach auf, hinauswerfen konnte man ihn nicht, einladen würde man den schäbigen Hund nie wieder.

Es kam anders. Wirz aß von da an nicht nur jede Mahlzeit mit uns, zum freien Tisch gaben wir ihm auch ein freies Bett; er schlampfte, um die seinen zu sparen, in unsern Pantoffeln herum, wusch und trocknete sich mit unsern Tüchern und zeigte überhaupt eine natürliche Anlage zur Gütergemeinschaft, die nur von seiner Kunst, diesen Güterverkehr zu beleben, übertroffen wurde. Kurzum, er hatte seinen Willen durchgesetzt und eine ergebene Kohorte gefunden, die seine Taler nicht nur bewachte, sondern sich eine Freude daraus machte, den Betrag auf dreißigtausend hinaufzuschrauben. Wir waren wie behext, wir wußten, daß wir es waren; wir lachten über uns, statt daß wir uns geärgert hätten; wir stürzten uns in die Arbeit, statt den Schmutzfinken und sein Lumpenstück ruhig von der Seite zu betrachten.

Wie es dazu kam, ist nur aus der Fähigkeit zu erklären, mit der junge Leute einen dummen Gedanken ernst, oder was noch schlimmer ist, ernst und lustig zugleich nehmen können. Daß ein eingewanderter Handwerker oder Arbeiter je so viel Geld besessen und über den Tag der Einschiffung nach Hause gerettet hatte, davon hatten wir vielleicht gehört, aber nie einen lebendigen Beweis gesehen. Unsere finnischen Freunde, wenn darauf die Rede kam, pflegten zu behaupten, daß ihrer Landsleute einige schon an die zweitausend Taler aufs Schiff getragen haben; unter den Schweden erhielt sich ein Gerücht, es besitze einer der ihrigen ein Bankguthaben von dreitausend Talern. Was unser rot-weißes Fähnlein anging, so durften wir bei selbst so bescheidenen Summen (wenn man an Wirz dachte) nicht mitreden. Noch nicht lange war es her, daß wir einen von uns an den Hafen begleitet hatten, der unumwunden zugab, er müsse in Basel seiner Schwester telegraphieren für das Fahrgeld nach Graubünden. Man hatte darauf schnell eine

kleine Sammlung veranstaltet, damit er unterwegs nicht allzu knapp dran sei und den Schägigen wider Willen spielen müsse. Wirz wetzte die Scharte aus; mit ihm würde sich, nicht solange er hier war, aber später, im Gespräch, Staat machen lassen. Dreißigtausend bar? Jawohl, meine Herren! Mit eigenen Augen gesehen und gezählt! Natürlich werden sich dann Zweifler melden, und wehe unserer Glaubwürdigkeit, wenn wir zugeben müßten, daß es zwar nicht ganz, aber fast so viel gewesen sei. Es galt, die Summe auf jene reine, beinahe unglaubliche Höhe zu bringen; es fehlte daran so lächerlich wenig, daß man sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen durfte, ein Höchstmaß festzulegen.

Der einzige, der nicht mitmachte, war unser Mentor Albert Furrer, Bauarbeiter seines Zeichens, der, wenn wir ihn damals öfters gesehen hätten, unsern einfältigen Ehrgeiz und sinnlosen Eifer abgekühlt hätte. Aber er war auf einem großen und pressanten Umbau beschäftigt, und wir trafen ihn nur einmal kurz, wo er uns schnell warnte, einen solchen Schlufi wie Wirz nicht noch aufs hohe Roß zu setzen. Wir fegten seine Bedenken weg, wir waren nun einmal im Zuge, und in vierzehn Tagen war der Spaß ohnehin vorbei und Wirz auf hoher See, abgesehen davon, daß er natürlich versprechen mußte, von seinem triumphalen Einzug in die Heimatgemeinde ausführlich Bericht zu erstatten.

Auch wäre es gar nicht leicht gewesen, abzuspringen und Wirz seinem Schicksale zu überlassen. Er besaß, Seite an Seite mit seinen Banknoten, die Anschriften aller unserer Lieben und Angehörigen in der Heimat, die er einzeln aufzusuchen und von unserm Wohlergehen, innerlich und äußerlich, in Kenntnis zu setzen versprochen hatte. Wenn wir ihn jetzt böse machten, konnte er daheim großes Unheil anrichten und als ein gemachter Mann die schlimmsten Verleumdungen glaubwürdig darstellen.

Bei den vereinigten Anstrengungen — und Wirz selbst scheute keine Arbeit — war sein Vermögen bald auf den erstrebten Betrag gebracht. Es wurde nun die Parole

ausgegeben, daß man über den Graben sei und es von jetzt an etwas gemütlicher nehmen könne; wir fingen wieder an, zu rauchen und Bier zu trinken. Aber es erwies sich, daß der Paß von Wirz abgelaufen war, und daß die Erneuerung drei Taler und ungrad kostete. Zwei von uns gingen auf den Güterbahnhof, luden einen Wagen Holz ab und stopften das Loch. Als Wirz wegen des Passes vorsprach, machte ihn der Konsul darauf aufmerksam, daß die Militärsteuer seit Jahren nicht entrichtet worden sei. Wirz versicherte, er habe nichts als das Hemd auf dem Leibe. «Dann», versetzte der Konsul, «kann es Ihnen blühen, daß man Sie in Basel abfaßt und drei Wochen hinter schwedische Gardinen setzt.»

Die Zeit war knapp; Wirz wollte nicht bezahlen, es sei denn mit eigens dazu verdientem Gelde. Er wollte sich aber auch nicht einstecken, den Reichtum entdecken und um den glorreichen Einzug bringen lassen. Im Stadtpark hatte ein Zirkus seine Zelte aufgeschlagen. Wirz, der überall herumstand, wo einige Arbeits- und Zahltagsbrocken abfallen mochten, kam eilenden Fußes zu melden, daß sie ein Trüppchen Leute suchen, die, in der Verkleidung des «dummen August», Plakattafeln durch die Straßen tragen sollten. Wir hatten wenig Lust, als Narren in einer Stadt herumzulaufen, worin wir bislang als anständige Menschen gelebt hatten; allein Wirz beharrte darauf und versicherte, es werde uns niemand erkennen, bei so viel Schminke und unter der gelben Perücke. Wir bissen in den sauer-süßen Apfel. Wirz schwenkte sein Plakat nach allen Seiten, während wir die unsern steif, mehr als einen schützenden Schild, einhertrugen. Am dritten Tage trat der Berner plötzlich aus der Reihe, stellte seine Tafel an eine Hauswand und ging ins Konsulat hinauf, um grinsend seine Steuern zu bezahlen. Ich sah, wie der Konsul nachher ans Fenster trat und hoffte nur, daß er uns nicht auch erkannte.

Der letzte Abend war gekommen; wir verbrachten ihn damit, die Summe zu überprüfen und die Pöstchen hin und her nachzuzählen. Wirz verkündete einen kleinen



Überschuß oder Reingewinn, der uns erlaube, an eine Überraschung zu denken. Wir erwarteten nichts anderes, als daß er eine Flasche Wacholderschnaps holen werde, aber er brachte eine Kiste Zigarren. «Für die Reise», sagte er, und band eine Schnur darum.

Als leidenschaftlicher Liebhaber von Zigarren, besonders von guten, das heißt also seltenen, war ich im Innersten getroffen. Lumpenhund, wiederholte ich, bis ich einschlief. Die andern mußten über Nacht zum gleichen Schluß gekommen sein. Wahrscheinlich, daß die Entwürdigung zum dummen August, dessen Schminke sich zudem nur schwer und schmerzhaft entfernen ließ, ihre Stacheln entwickelt hatte. Wir waren ohne Verabredung sehr unfreundlich gegen Wirz, deuteten an, daß er das Frühstück eigentlich schon auf dem Schiffe zugute habe, reichten ihm Brot und Butter nur gegen mehrmaliges Bitten und waren auch sonst sehr kurz angebunden. Wirz wurde ausfällig, bedauerte, daß wir den guten Eindruck, den er von uns habe, so unvorsichtig gefährden und gab zu bedenken, daß «Wie du mir, so ich dir» immer noch gelte, nämlich, wenn es uns je einfallen sollte, ihn daheim zu besuchen. Statt einer Antwort standen wir auf und drängten zum Aufbruch. Völlig unangrifflich wichen wir den beiden mitzuschleppenden Koffern aus, die Wirz selber tragen mußte, wenn er sie nicht zurücklassen wollte. Einzeln marschierten wir hinter dem Keuchenden her, auch ohne die Zirkuskostüme von einem Gefühl der Lächerlichkeit durchrieselt.

Auf seinem Bauplatz stand Albert Furrer und fragte, den Schubkarren absetzend, was denn jetzt wieder gespielt

werde. Einer von uns, sonst nicht gerade als großer Witzbold bekannt, fand die erlösende Antwort und rief Furrer zu: «Wir bringen das goldene Kalb aufs Schiff.» Wir lachten, die Beule war aufgestochen, der angestaute Ärger floß hinweg und eine ausgelassene Heiterkeit und Angriffslust verbreitete sich. Wir zogen und rissen, sinnbildlich gesprochen, an dem goldenen Kalbe und warfen das Wort wie einen Knüppel auf Wirz. In dem Gelächter schrumpfte der eigentliche Abschied und letzte Händedruck zu einer kalten und kurzen Angelegenheit zusammen, und daß Wirz immer wieder versicherte, dieser Mangel an Feingefühl werde uns noch reuen, erregte nur unbändige Munterkeit. So schnell als möglich kehrten wir um, obschon Wirz erklärt hatte, er wolle nur seine Koffern in Sicherheit bringen und werde sich dann auf dem Deck zeigen. Ich schaute einmal zurück, da stand er wirklich, an einer Zigarre paffend und winkend, aber nicht wie zum Abschied, sondern als ob er uns für irgendeine Dienstleistung zurückbefehlen wolle. Auch hatte er die weiße Reisemütze aufgesetzt, die er mir einmal in einem Schaufenster als passendes Abschiedsgeschenk andeutete, falls wir etwas dergleichen beabsichtigen sollten.

Man schimpft in der Fremde gelegentlich auf die bequemen, leimsiederischen Landsleute daheim. An diesem Morgen, nachdem wir Wirz losgeworden waren, las man's anders, und wir versicherten uns gegenseitig, daß in der Schweiz, alles in allem genommen, doch sehr senkrechte und klare Leute wohnen, denen ein scharfes Gericht an Wirz, falls er ein solches verdienen sollte, durch neue Frechheiten und Untaten, ruhig zugetraut und überlassen werden dürfe.

## Der Bundesrat

Beim Dreschen stand ein Mann herum, mit grauem Haarschopf und einem Gesicht, das ein Seehundsschnurrbart in eine obere gemütliche und eine untere energische Hälfte teilte. Man sah ihn nie ohne eine

mächtige eiserne Heugabel, mit der er ab und zu einen Ballen Stroh, der zu nahe bei der funkenspeienden Dampfmaschine lag, über den großen Haufen in Sicherheit warf. Im übrigen schien er mehr Zuschauer als

Mitarbeiter zu sein, wobei ihn aber kaum eine Nachlässigkeit der Knechte entging. Was uns auffiel, war, daß man auf seine Rügen hörte und sich seinen Ratschlag überall gefallen ließ. Wir wußten nicht, wo wir den Menschen hintun sollten und hielten ihn eine Weile lang für einen Gutsnachbarn, der auf uns achtgeben sollte und sich darum nicht weiter anzustrengen hatte. Als am frühen Nachmittage die Maschine plötzlich streikte und der Heizer mit dem Schraubenschlüssel hilflos herumsprang, kroch der Alte unter den Kessel; er hämmerte ein paar Schläge, die Verständnis und Absicht kundtaten, und das Schwungrad fing an zu sausen, noch ehe er hervorgekrochen kam. Unsere Achtung vor dem Manne stieg.

Er sei ein Landsmann von uns, berichtete am Abend einer der Kanadier; wir lagen im Schatten hinter der Scheune, der Alte (jungen Burschen erscheint ein Fünfziger schon alt) neben uns. Ich fragte ihn, aus welcher Gegend der Schweiz er komme. «Kanton Olten», antwortete er in einer schon ganz verwitterten Mundart. Der kleine geographische Lapsus war verzeihlich und tat der Echtheit seines Schweizerturns keinen Abbruch.

Wie er heiße, fragte ein anderer.

«Libeiker.»

Also Leibacher.

«Was haben Sie früher gemacht in der Schweiz?»

Das war eine dumme Frage. Erstens tut es nichts zur Sache, zweitens wird sie selten ehrlich beantwortet. Wer drüben Ausläufer war, nennt sich hüben Buchhalter; der kaufmännische Angestellte hat ein blühendes Geschäft gehabt, der Polizist ist Detektiv gewesen, und der Infanterie-korporal hat eine Batterie Haubitzen kommandiert. Solche Aufwertung hat ihre guten Gründe; man muß sie gelten lassen als Zeichen des nach oben strebenden, wenn schon noch nicht verwirklichten Willens.

Er sei früher Bundesrat gewesen, entgegnete Libeiker. Und er machte sich nichts

daraus, daß wir ihn entsetzt anstarrten, entsetzt nicht etwa über eine Schicksalsfügung, die hier einen öffentlichen Mann in die Gleichgültigkeit der Fremde gestürzt hatte, sondern entsetzt über die hundeschnauzige Frechheit, mit der das Recht der Übertreibung ausgenützt wurde. Wir schwiegen verärgert, der Mann hatte bei uns verspielt, geflickte Dampfmaschine hin oder her. Bundesrat ist ein Ehrentitel, der dem Schweizer, mag er unter Königen, Premiers, Marschällen oder großen Präsidenten leben, als Inbegriff einer vaterländischen Würde gilt, deren Glanz aus der Sorge ums Volk und der Achtung vor dem göttlichen Willen hervorgeht.

Am andern Tage war der Alte vom Hofe verschwunden. Wir hätten das gern als Ausdruck seiner Verlegenheit gedeutet, als einen letzten Rest von Anstand, der es ihm verbot, sich vor den Landsleuten noch länger sehen zu lassen. Einer fragte beiläufig, wo Libeiker hingekommen sei. Er mache wohl, lautete die Auskunft, die Rundreise durch seine andern Höfe; dieser Platz hier sei nur einer unter vielen, die ihm gehören. Gehören und auch wieder nicht gehören, fügte der Berichtende hinzu, und um den Widerspruch aufzulösen, ging er nun in Einzelheiten. Denen zufolge war der Alte eine bekannte und hochgeachtete Erscheinung in diesem Teile der kanadischen Prärie. Vor vielen Jahren eingewandert, hatte er sich einen kleinen, verwahrlosten Hof gekauft und diesen durch schier übermenschliche Arbeit hochgebracht. Als es aber soweit war, überließ er das Heimwesen einem als tüchtig erfundenen Knechte, sah sich nach einem ähnlich heruntergekommenen Gute um, wo er das Wunder wiederholte. So machte er es an noch anderen Plätzen zwanzig Jahre oder länger. «Das Erstaunliche aber», fuhr der Gewährsmann fort, «ist nun, daß die jeweils eingesetzten Knechte, wenn sie ihre Sache gut machen, sich als Besitzer fühlen dürfen. Ich habe Libeiker mehr als einmal sagen hören, das Bauernland gehöre dem, der darauf arbeite, sonst niemandem. Und das ist ihm eine solche Selbstverständlichkeit gewesen, daß er lange nichts wissen wollte von einer

regelrechten Abtretungs- oder Schenkungsurkunde; er hat sich dazu erst herbeigelasen, als man ihn warnte, daß ohne Schrift und Siegel die Güter nach seinem Tode dem Staate und dann den Meistbietenden zufallen würden, was immer auf Güterspekulanten und Advokaten hinauslaufe. Darauf hat er dann seine Schenkungen verbriefen lassen; er besitzt nun keinen rechtlichen Anspruch mehr auf die verschiedenen Höfe, was aber nicht verhindert, daß er auf jedem hochwillkommen und wie der eigentliche Herr empfangen wird.»

Die Geschichte machte Eindruck auf uns. Wir vergaben unserm Landsmann Leibacher den wer weiß aus was für seltsamen Gründen beanspruchten hohen Titel, da er doch die ganze Tugend besaß, die zu dem ausgezeichneten Amte gehört.

Nun hatten wir unter uns einen jungen Schullehrer aus der Ostschweiz — keine Aufwertung in seinem Falle, er trug das Diplom immer bei sich und faltete es bei dem leisesten Zweifel auseinander. Auch zog er einen dicken Trennungsstrich zwischen wirtschaftlichen und idealistischen Auswanderern und betonte seine Zugehörigkeit zu den letztern, da er unter uns nur praktische Erfahrungen sammeln wolle, um sie dann als Erzieher theoretisch weiterzugeben. Dieser, wie die meisten seines Zeichens nachträgerisch veranlagt und nicht imstande, einen gemachten Fehler je zu vergessen oder völlig zu verzeihen, kratzte sich hinter dem Ohr, schnalzte mit der Zunge und rief, er verfolge eine gewisse Spur. «Hat der Mann», fuhr er fort, «den Kanton Aargau in den Kanton Olten umgetauft, so ist ihm mit dem Bundesrat wohl eine ähnliche Verwechslung unterlaufen. Vielleicht ist er Kantonsrat gewesen, oder Stadtrat, Bürgerrat, Kirchenrat, Erziehungsrat, Baurat, Amtsrat.» Der Lehrer nannte noch eine lange Schnur von andern Räten, die ihn aber ins letzte und vorletzte Jahrhundert zurückführten; wir horchten nicht mehr zu, der Fall war für uns erledigt, und nicht zum Nachteile Libeikers.

Obschon wir uns in den folgenden Wochen der heißen, knisternden Erntezeit noch

auf manchem Gehöfte verdingten, sahen wir unsern Landsmann nicht wieder. Dann kam der Winter, die Freundschaft löste sich in verschiedene Städte auf, und der Schullehrer fuhr sogar in die Heimat zurück.

Ganz vergaß ich den landwirtschaftlichen Edelmann nie. Als Vorbild schwebte er immer um mich. Zum Überfluß erhielt ich eines Tages einen Brief, der mich lebhaft an die Begegnung erinnerte. Der Lehrer hatte einen vielseitigen Fackel abgelaßen, worin er, nachdem er sich über die nunmehr erfolgte (definitive) Anstellung ausgelassen hatte, auf Leibacher zurückkam. Einen Bundesrat dieses Namens habe es natürlich nie gegeben. «Das hätte ich Euch schon damals sagen können, Schweizergeschichte war immer meine Stärke.» Er habe während der Sommerferien eine Studienreise in den Aargau gemacht, um gewisse historische Vermutungen an Ort und Stelle nachzuprüfen. (War der gute Mann nun doch noch ein kleiner Aufschneider geworden?) Soweit die Zeit es ihm erlaubte, habe er auch über den Obgenannten Recherchen eingezogen. An Leibacher erinnere man sich in manchen Kreisen, und zwar als ehemaligen Kantonsrat. «Habe ich Euch das nicht schon in Kanada gesagt?» Er soll im Rate einigemale das Wort ergriffen haben, so für die Güterzusammenlegung und gegen die Errichtung einer Großschlächtereie in Aarau. Bei letzterer Gelegenheit sei ihm aber ein anderes Mitglied, heute ein angesehener Rechtsanwalt, dermaßen übers Maul gefahren, mit Bauernsimplizität und fehlender Einsicht in die Rolle der Großunternehmen, daß Leibacher aufgestanden sei und sich umgesehen habe, als wolle er seine Freunde zählen, die lachend im Garn der Witzeleien lagen; dann habe er mit wütendem Blick den Saal verlassen und bald darauf, nach eingereichter Demission, das Land überhaupt. Soweit der Lehrer; die übrigen Seiten waren bekritzelt mit seinen Mutmaßungen über die Einstellung der aargauischen Habsburger zum niederen Klerus, eine Angelegenheit, die uns im Zusammenhange mit Libeiker schon gar nicht interessierte.